

Kapitel 1 Kooperation und Nahrungsteilung

Die Überlebensstrategie unserer Vorfahren: Sammeln und Jagen in der Gruppe

Gute Kooperation sichert das Überleben

Unsere Vorfahren haben über Jahrhunderttausende¹ eine im Vergleich zu anderen Menschenaffenarten durchaus besondere Überlebensstrategie entwickelt: das kollektive Sammeln und Jagen in festen Gruppenverbänden. Auch wenn wir heute völlig anders leben, hinterlässt das evolutionsbiologische Erbe doch markante Spuren.

Während unsere Primatenverwandten als Vegetarier überleben und individuell auf Nahrungssuche gehen bzw. nur sehr sporadisch kleinere kooperative Jagdzüge durchführen – Schimpansen erbeuten z. B. gelegentlich in Jagdtrupps kleine Antilopen oder Affen –, spezialisieren sich die frühen Menschengruppen über hunderttausende von Jahren auf das gemeinsame Sammeln und Erbeuten von Nahrung: Sie ernähren sich zunächst vor allem von den Kadaverresten der Raubtieropfer, vom Knochenmark aus aufgebrochenen Langknochen, von gesammelten Früchten, Knollen, Meerestieren (Muscheln u.a.) usw.² – und spezialisieren sich dann immer mehr auf die Gemeinschaftsjagd auf Großwild.

Die frühen Menschengruppen passen sich dabei an ein Leben im „offenen Gelände“ an (Savannen, Steppen), das sie auf der Suche nach Nahrung durchstreifen; sie lagern vermutlich oft am Rand von Wasserstellen (Fluss- oder Seeufer u.a.), wo sie am ehesten auf Beutetiere hoffen können, wo aber auch ständige Gefahr durch Raubtiere droht. Sicher werden zunächst kleinere Raubtiere durch Geschrei sowie Einsatz von Stöcken, Steinen von einer Beute verjagt, später erlegen unsere Vorfahren mit Hilfe von Wurfspeeren aktiv ihre Beute, oft erst nach stundenlangen Hetzjagden.

Der Prähistoriker Hermann Parzinger³ sieht im Verlauf der Evolution des Menschen – vom Homo erectus (seit ca. 2,0 - 1,6 Mio. Jahren) zum Neandertaler (seit ca. 300./200.000 Jahren) bzw. zum Homo sapiens (seit ca. 200./150.000 Jahren) – eine zunehmenden Spezialisierung auf die

¹ Auf meiner Internetseite www.jensreissmann-studien.de ist eine **Zeittafel** zu finden mit den wichtigsten Epochen und Ereignissen, die in der Studie thematisiert werden.

² Der aufrechte Gang und die so „frei“ werdenden Hände erleichtern den Transport von Nahrung in sichere Verstecke.

³ Vgl. [Hermann Parzinger](#), „Die Kinder des Prometheus. Eine Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift“, 2015 – H. Parzinger hat das Deutsche Archäologische Institut geleitet und ist derzeit Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. In dem Buch gibt er eine Übersicht über den weltweiten Stand der archäologischen Befunde bis zum Entstehen der sog. Hochkulturen.

Gruppenjagd, vor allem auf die Treibjagd auf Großwild (Rentiere, Wildpferde, Wildrinder, Mammuts u.a.).⁴ Diese Gruppenjagden werden zur Grundlage des Überlebens und Zusammenlebens. Alles dreht sich demnach um das kooperative Auffinden, Jagen, Zerlegen, Transportieren, Verarbeiten und Lagern der Beute. Daran sind vermutlich, wie Hermann Parzinger betont, durchaus auch Frauen beteiligt.⁵

Insbesondere die Jagd auf Herdentiere, später im Magdalénien (ca. 19.000 – 13.000 v. h.)⁶ auch die Konstruktion von großen Fischfanganlagen in Flüssen, sind Gemeinschaftsaufgaben. Aber auch das Sammeln pflanzlicher Nahrung, eine wichtige Grundlage des Überlebens, erfolgt überwiegend nicht individuell (wie bei anderen Primaten), sondern als Gruppenaktivität. Kurz: Die Sicherung der Ernährung findet bei unseren Vorfahren fast ausschließlich kollektiv statt. Das unterscheidet unsere Vorfahren von der Primatenverwandtschaft.

Ein Körper zum Jagen

Dass Fleisch und fettreiches Knochenmark entscheidend sind für das Überleben der frühen Menschengruppen, wird heute kaum noch bestritten, selbst wenn der Anteil der gesammelten pflanzlichen Nahrung vielfach überwogen haben mag und für das Überleben unverzichtbar gewesen ist. Fleisch, insbesondere seitdem es gebraten oder gekocht wird, ermöglicht aufgrund der leichten Verdaulichkeit die Reduzierung des Verdauungsapparats (inkl. Gebiss) und das parallele Gehirnwachstum. Die Bereitstellung von Energie verlagert sich sozusagen von der Verdauung zum Gehirn, das einen extrem hohen Energiebedarf hat. Jagderfolge und Gehirnwachstum und damit erweiterte Lernfähigkeiten sind eng gekoppelt und bedingen sich wechselseitig.

Zudem können weitere auffällige anatomische und physiologische Besonderheiten des Menschen (Gattung Homo) als Anpassungen an regelmäßige Hetzjagden und den Einsatz von Wurfspeeren oder anderen Wurf Waffen gedeutet werden: Nur Menschen haben Schweißdrüsen und eine weitgehend felllose, nackte Haut; sie vermeiden so durch Schwitzen eine Überhitzung des Körpers beim Laufen. Auch die relativ langen Oberschenkel,

⁴ **Gruppenjagden** als vermutlich zentrale Überlebensstrategie sind nicht nur im Mittel- und Jungpaläolithikum (ca. 300.000 Jahre bis 12.000 Jahre v. h.) beim Homo neandertalensis und beim frühen Homo sapiens, sondern auch schon früher beim Homo heidelbergensis bzw. Homo erectus vor mindestens 0,5 - 1,0 Mio. Jahren nachweisbar. - Die Speerschleuder, erfunden und eingesetzt im Solutréen ca. 20.000 v. h. bzw. im Magdalénien ca. 16.000 v. h. zur Effektivierung der Jagd, bezeichnet H. Parzinger als „erste Maschine“ (S. 70).

⁵ **Nachtrag (Nov. 2020):** Neuere Forschungsergebnisse bestätigen, dass an prähistorischen Jagdunternehmungen unserer Vorfahren (zumindest in Süd- und Nordamerika) auch Frauen beteiligt waren. Vgl. <https://www.scinexx.de/news/geowissen/jagten-maenner-und-frauen-einst-gemeinsam/>

⁶ Die **Zeitangabe v. h.** = vor heute, im Englischen BP = Before Present, bezieht sich offiziell auf das Jahr 1950.

die kurzen Zehen, die lange Achillessehne und die kräftige Gesäßmuskulatur sind kennzeichnend für eine „Läuferstatur“: eine absolute Besonderheit unter allen Menschenaffen. Dazu kommen Besonderheiten der menschlichen Arm- und Schulterkonstruktion: Nur Menschen haben sehr bewegliche „Wurfarme“, die kraftvolles, zielgenaues Werfen oder Schleudern erlauben. Die menschlichen „Greifhände“ mit relativ grazilen Fingern und opponierbarem Daumen wiederum ermöglichen präzise und vielfältige handwerkliche Anfertigungen (z.B. Wurfspeere, Werkzeuge).⁷

Man mag es ja kaum glauben, wenn man heutige Menschen vor Augen hat, aber von den biologischen Voraussetzungen her sind Menschen ausdauernder im Laufen als alle anderen Primaten und sogar als Antilopen, Wildpferde oder Gazellen, und sie können, anders als Schimpansen, mit großer Kraft weit und gezielt werfen (z. B. Speere oder Steine). Im modernen Leistungssport zeigen sich diese Potenziale.

Gruppenzusammenhalt: überlebenswichtig!

Meine zentrale These lautet: Die Evolution des Menschen erfolgt über lange Zeiträume in buchstäblich überschaubaren Gemeinschaften, die einen sehr engen sozialen Zusammenhalt entwickeln.⁸ Der einzelne Mensch hat nur in der Gemeinschaft eine Überlebenschance, ohne die Gruppe ist er „verloren“. Die Gemeinschaft wiederum überlebt nur durch enge Kooperation der Mitglieder. Die soziale Einbindung des Einzelindividuums und der Zusammenhalt der Gruppe sind beim Menschen deutlich ausgeprägter als bei den anderen Hominiden (Menschenaffen).

Die Sozialstruktur unserer nächsten Verwandten, der Schimpansen und Bonobos, wird als "fission and fusion" bezeichnet (Trennen und Zusammenkommen), ist also deutlich lockerer als die hier für den frühen Menschen behauptete. Bei Schimpansen und Bonobos verlassen z. B. junge

⁷ Kate Wong beschreibt die genannten Zusammenhänge im Sonderheft „Die Ursprünge der Menschheit“ (Spektrum der Wissenschaft, Okt. 2015) in dem Artikel „Zum Jagen geboren“ ausführlich. - Die berühmten **Wurfspeere** von Schönningen sind ca. 300.000 Jahre alt, Speerspitzen aus Ostafrika ca. 500.000 Jahre. Vermutlich haben aber schon frühe Homo erectus-Gruppen vor 1,5 - 2,0 Mio. Jahren Jagdwaffen eingesetzt. Pfeil und Bogen kommen erst mit dem Homo sapiens auf: Früheste Funde von mutmaßlichen Pfeilspitzen sind ca. 77.000 Jahre alt (Pinnacle Point, Südafrika). - In diesem Heft, das ich leider erst im Frühjahr 2017 lese, werden viele meiner Aussagen und Thesen bestätigt bzw. differenziert dargestellt.

⁸ Über die **Gruppengrößen** der archaischen Homo-Gruppen (z. B. Homo erectus, Homo heidelbergensis, Homo neandertalensis) und des frühen Homo sapiens kann nur spekuliert werden. Es gibt Hinweise, zum Beispiel Analogien zwischen Hirnareal-Relationen und Gruppengröße bei Primaten, die auf eine biologische Anpassung des Homo sapiens an eine maximale Gruppengröße von rund 150 Personen hinweisen („Dunbar-These“ des Anthropologen Robin Dunbar). Die meisten Gruppen (Sozietäten) dürften bis ins Jungpaläolithikum nur 10 – 100 erwachsene Individuen umfasst haben. Es ist anzunehmen, dass die Mitglieder der frühen Menschengruppen jeweils alle mehr oder weniger verwandt gewesen sind.

Weibchen in der Regel die Gruppe, in der sie aufgewachsen sind, streifen allein umher und schließen sich anderen Gruppen an. Dort sind sie die rangniedersten Tiere, oft getriezt von älteren Weibchen; sie bilden dann meist Freundschaftsallianzen mit anderen jungen Weibchen. Auch sonst ist die Gruppenbindung bei unseren nächsten Verwandten relativ locker, immer wieder sondern sich einzelne Tiere oder kleine Gruppen zeitweise ab und streifen allein umher. Der Mensch aber überlebt über Jahrhunderttausende nur durch einen besonders festen, engen Gruppenzusammenhalt.

Gemeinsam gegen Feinde

Kooperation und Gemeinsinn sind Schlüsselbegriffe der Menschwerdung.⁹ Die frühen Menschen haben aber nicht nur beim Nahrungserwerb eng zusammengearbeitet, sondern auch andere Herausforderungen oder Gefahren (Raubtierangriffe, Unfälle, Unwetter, Dürreperioden, usw.) gemeinsam zu meistern versucht. Das Überleben wird in erster Linie durch den engen Zusammenhalt (Gemeinsinn) gesichert.

Gruppen mit stark entwickeltem Gemeinsinn haben weitere Überlebensvorteile, die hier nur kurz skizziert werden sollen.

Sie sind effektiver bei der Abwehr von Raubtieren und Feinden. „Feindvermeidung“ ist eines der grundlegendsten biologischen Prinzipien, entscheidend für das Überleben. Entsprechend wachsam, flucht- oder angriffsbereit sind Lebewesen, wenn sie sich außerhalb von Verstecken bewegen. Beim Menschen zeigen sich nun einige Besonderheiten: Die Reduzierung der Eckzähne, die bei männlichen Primaten die wichtigste „Waffe“ sind, erfolgt schon bei den ersten, aufrecht laufenden Vorfahren (z. B. Australopithecus, Homo habilis, Homo erectus). Sie ist ein Indiz dafür, dass die Verteidigung der Gruppe zunehmend kollektiv und unter Einsatz von „Waffen“ (Stöcke, Steine usw.) erfolgt.

Mit der Anpassung an Hetz- oder Treibjagden auf grasfressende Herdentiere geht ein Leben in eher offenem Gelände (Savanne, Fluss- und Seeufer) einher. Bei Raubtierangriffen ist die bei Primaten sonst übliche Flucht auf Bäume in der Regel keine Option mehr, zumal die Entwicklung der „Läuferstatur“ die Kletterfähigkeiten der frühen Menschen zunehmend einschränkt. Nur die entschlossene Verteidigung der Gruppe, insbesondere durch den Zusammenschluss der männlichen Gruppenmitglieder, sichert das Überleben

⁹ Mit „Gemeinsinn“ meine ich ein tiefes Gefühl der Verbundenheit und Zusammengehörigkeit und ein am Gemeinwohl orientiertes Handeln.

der Gemeinschaft. Gute Kooperation und wechselseitige Unterstützung sind für die frühen Menschen die beste Überlebensstrategie.¹⁰

Der Zusammenhalt der Gruppe ist zudem ein Schutzraum für die Nacht und ihre Gefahren (s.u.): Studien bei den letzten heutigen Jäger-und-Sammler-Gruppen (z. B. Hadza in Tansania) zeigen, dass nachts im Wechsel mindestens ein Gruppenmitglied wach ist und die übrigen ggf. warnen könnte.

Die Gruppe als Schutz und Lernraum für Heranwachsende

In Sozietäten mit ausgeprägtem Gemeinsinn haben die Kinder bessere Überlebenschancen, denn sie wachsen im Schutz und in der Obhut aller Gruppenmitglieder auf. Die besonders hilflosen menschlichen Säuglinge, sie werden als „physiologische Frühgeburten“ oder „sekundäre Nesthocker“ (Adolf Portmann) bezeichnet, bedürfen intensiver Fürsorge, die die Mutter nur im Schutz der Gruppe und durch diese mitversorgt leisten kann (mehr dazu im Kapitel 6). Die Abhängigkeit der Säuglingsbetreuung von der Gruppe ist bei den frühen Menschen deutlich größer als etwa bei Schimpansen, bei denen ein Weibchen ggf. auch allein den schon kurz nach der Geburt sehr selbstständigen Säugling aufziehen kann. Die Kleinkinder der frühen Menschen brauchen dagegen unbedingt den Schutz und die Fürsorge der Gruppe.

Diese ist zugleich der zentrale Erfahrungs- und Lernraum für die Heranwachsenden. Menschenkinder haben im Vergleich zu anderen Menschenaffen eine verlängerte Kindheit und Lernzeit: Die Heranwachsenden lernen von den Erfahrungen und vom Vorbild aller Gruppenmitglieder, der alten ebenso wie der jungen. Sie wachsen in altersheterogenen Gemeinschaften auf, was die Entwicklung sozialer Intelligenz fordert und fördert, eine wichtige Voraussetzung für konfliktarmes Zusammenleben.

Das Feuer als Mittelpunkt der Gemeinschaft

Die gemeinsame Kontrolle und Bewahrung des Feuers verbessert die Versorgung und erhöht die Sicherheit der Gruppe. Der Psychoanalytiker Rudolf Bilz (1898 - 1976) vermutet beim Menschen eine evolutionsbiologisch tief verankerte „Angst vor Nachtfeinden“, was die enorme emotionale Bedeutung des Feuers als Sicherheitsfaktor für die Gruppe verdeutlicht.¹¹

¹⁰ Ich wage die Hypothese, dass diese evolutionsbiologisch verankerte „Bereitschaft“ (vgl. dazu die Fußnote im Vorwort zur Studie auf meiner Internetseite) zu kollektiver männlicher Gewalt, die ursprünglich dem Schutz der Gemeinschaft dient, in deformierter Form auch viele heutige männlich-kollektive Gewaltexzesse antreibt. Mehr dazu im 5. Kapitel.

¹¹ Rudolf Bilz, „*Wie frei ist der Mensch? Paläoanthropologie Bd.1*“, 1976, S. 32 ff.

Menschenaffen ziehen sich nachts auf Bäume zurück. Sie sind ebenso wie wir Menschen „Augentiere“ und nachts relativ hilflos. Die Angst vor nachtaktiven Raubtieren oder andern möglichen Gefahren der Nacht (- man denke an die vielen nicht identifizierbaren, unheimlichen nächtlichen Geräusche!) zeigt sich bis heute u.a. in den weltweit verbreiteten Erzählungen und Mythen über nächtliche Dämonen, Nachtgeister und Gespenster. Da wird sozusagen eine archaische Angst in kulturellen Symbolen reaktiviert und „bearbeitet“.

Kontrollierte Feuernutzung gibt es nur beim Menschen (vermutlich seit ca. 0,5 – 1,0 Mio. Jahren); sie ist ein Alleinstellungsmerkmal und von „*menschheitsgeschichtlicher Bedeutung*“ (H. Parzinger). Das Feuer erschließt zusätzliche Nahrungsquellen (z. B. Hülsenfrüchte, Getreide), hilft bei der Jagd (Brandrodung), ermöglicht eine bessere Nahrungsverwertung sowie Vorratshaltung (Haltbarmachung) und dient dem Schutz der Gruppe (Schutz vor Raubtieren und Insekten, Feindabwehr, Wärme). Das Feuer muss den frühen Menschen ein vorher unbekanntes Gefühl der Sicherheit gegeben haben, insbesondere nachts. Die Feuerstelle ist der Mittelpunkt der Gemeinschaft, vermutlich auch zentraler Kultplatz. Noch heute versammeln sich Menschen gern um ein (kontrolliert brennendes) Feuer.

Der Einzelne als Teil eines Wir

In der Gemeinschaft kann der/die Einzelne auf Hilfe und Unterstützung (Solidarität) setzen, z. B. bei Verletzungen, Krankheit, Behinderung usw. Archäologische Befunde aus dem Jungpaläolithikum (ca. 40.000 bis ca. 12.000 v. h.) zeigen, dass verletzte oder körperlich bzw. geistig behinderte Gruppenmitglieder offenbar jahrelang im Schutz der jeweiligen Gruppe überlebt haben.¹² Schon die Heranwachsenden bemerken also, dass Verunglückte, Kranke und Verletzte nicht verlassen, sondern versorgt und gepflegt werden; das dürfte die Gruppenbindung und die Bereitschaft, sich für die Gemeinschaft einzusetzen, gestärkt haben. In der Gruppe ist man sicher und geborgen.

In eng kooperierenden Sozietäten kann sich zudem ein differenziertes System sozialer Verständigung entwickeln, was wiederum den Zusammenhalt festigt und die Kooperation verbessert. Die menschliche Sprache als sog. „fiktive Sprache“ eröffnet die Möglichkeit, auch Nicht-Präsentes oder Nicht-Reales zu kommunizieren und so längerfristig zu planen, Erfahrungen auszutauschen, gemeinsame, verbindende Rituale zu entwickeln usw. (mehr dazu im Kapitel 2).

¹² Marylène Patou-Mathis, Forschungsdirektorin am Le Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS), nennt Funde aus Atapuerca (N-Spanien) als Beispiele; „*Unsere lieben Neandertaler*“, in: Le Monde diplomatique, August 2015

Ich gehe also davon aus, dass im Verlauf der Menschheitsentwicklung über lange Zeiten vor allem solche Sozietäten überlebt haben, die eine effektive Kooperation und ausgeprägten Gemeinsinn entwickelt haben, also ein am Gemeinwohl der Gruppe orientiertes Fühlen, Denken, Handeln.

Meine zentrale These: Der Mensch ist zunächst und ursprünglich ein „Wir“. Die oder der Einzelne fühlt sich als Teil der Gemeinschaft, in die sie oder er hineingeboren wird und die ihre oder seine Existenz sichert. Dies begründet ein tief verankertes Wir-Gefühl. Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass Individualität aufgehoben wäre.

Die einzelnen Menschen haben wie andere Primaten auch individuelle Besonderheiten und Charakterzüge: Es gibt besonders neugierige und eher zurückhaltende, eher mutige und eher ängstliche, besonders intelligente und geschickte usw. - Auch die archaischen Menschen entwickeln durchaus auch egoistische Ansprüche bzw. versuchen mehr oder weniger engagiert persönliche Interessen durchzusetzen. Aber diese vermeintlich naturgegebene Neigung zu sog. individueller Nutzenmaximierung bleibt über sehr lange Zeit eingebunden in die Zugehörigkeit zu einer überlebenswichtigen Gruppe. Nur in der Gruppe und durch sie gespiegelt sowie in den traditionell vorgegebenen Rollen und Aufgaben zeigt und entfaltet sich die Individualität der jeweiligen Gruppenmitglieder.¹³

Auch dort, wo die frühen Menschen in größeren Gruppenverbänden (Kultgemeinschaften) leben, ist jedes Individuum durch (allseits bekannte) verwandtschaftliche Beziehungen fest in ein Verwandtschaftsgeflecht eingebunden, mit klar definierten und sozial kontrollierten Rechten und Verpflichtungen.¹⁴

Kooperationsvermögen und Gemeinsinnorientierung sind durch etliche evolutionsbiologische und später auch kulturelle Anpassungen und Innovationen verstärkt bzw. unterstützt worden: Die Entwicklung der Sprache (und des Lachens!) verbindet die Menschen einer Sozietät. Die ausgeprägte Empathiefähigkeit und die Entwicklung altruistischer Werte binden die Menschen aneinander. Auch die Einführung von rituellen Kulturen, Religion und Kunst in allen menschlichen Sozietäten stärkt letztlich das

¹³ Nach dem Autopoiesis-Konzept der Biologen und Philosophen Humberto Maturana und Francesco Varela sind die menschlichen Individuen (wie alle Lebewesen) „lebendige Systeme“, also autonome, dynamische Einheiten, die dann eine soziale Welt bzw. eine Gemeinschaft „konstruieren“ und über Sprache aufrechterhalten (mehr dazu im Teil IV der Studie).

¹⁴ Das **Verwandtschaftsnetz** indigener Völker kann auf biologischen Abstammungslinien (sog. Lineages) oder auf mythologisch-totemistisch begründeter gemeinsamer Abstammung (sog. Clans) basieren.

Zusammengehörigkeitsgefühl und damit den Gemeinsinn. Ich werde darauf zurückkommen.

Nahrungsteilung und Gerechtigkeit

Gemeinsam essen - typisch menschlich!

Etliche Anthropologen haben darauf schon hingewiesen, und doch wird eine Besonderheit des Menschen m. E. noch zu wenig beachtet: Menschen teilen die Nahrung in der Gruppe. Und: Menschen versammeln sich gemeinsam um ein Mahl. Für uns ist das so normal und selbstverständlich, dass wir kaum darüber nachdenken; bei anderen Primaten (Affen, Menschenaffen) sind das Teilen der Nahrung und die gemeinsame Nahrungseinnahme aber sehr ungewöhnlich bzw. unbekannt. Bei Primaten teilen sonst nur Muttertiere die Nahrung mit dem eigenen Nachwuchs. Gruppenmitglieder geben ggf. Nahrung ab, wenn sie selbst satt sind. Bei den Bonobos kann es vorkommen, dass Nahrung geteilt wird, allerdings nur unter den ohnehin eng vertrauten Weibchen; Schimpansen teilen die gelegentliche Jagdbeute, fressen aber individuell.¹⁵

Bei den meisten Primaten frisst sich zumeist erst einmal der „Pascha“ (das ranghöchste Tier) satt bzw. erhebt Anspruch auf jeden Leckerbissen, die anderen Gruppenmitglieder werden vertrieben und haben zu warten. Ansonsten versucht jedes Tier möglichst viel für sich selbst zu organisieren und zu sichern und frisst dann allein – möglichst abgeschirmt von anderen, die einem ja sonst etwas wegnehmen könnten bzw. würden. Das ist bei den frühen Menschen anders: Sie essen gemeinsam und verteilen die vorhandene Nahrung nicht willkürlich, sondern gleichberechtigt und gerecht im Sinne allgemein anerkannter und akzeptierter Regeln.

Das „gerechte“ bzw. „faire“ Verteilen der erbeuteten oder gesammelten Nahrung und die gemeinsame Nahrungseinnahme scheinen artspezifisch menschlich zu sein. Die Nahrung wird gemeinsam beschafft – und gemeinsam verspeist. Diese universell in allen Kulturen verbreitete Angewohnheit ist Ausdruck der Verbundenheit und des sozialen Zusammenhalts. Rituale der gemeinsamen Nahrungseinnahme werden im Verlauf der Menschheitsgeschichte in Kulte und Religion eingebunden (mehr dazu im Kapitel 4): So wird die Zusammengehörigkeit kultisch zelebriert und unter den

¹⁵ In der TV-Dokumentation „Auf Leben und Tod. Der Wald“ (ARD 23.01.2017) wird eine Treibjagd einer Gruppe von Schimpansen auf Colobusaffen gezeigt. Die Beute wird anschließend unter den erfolgreichen Jägern geteilt, unbeteiligte Tiere der Gruppe erhalten keinen Anteil. Solche Jagdzüge sind allerdings Ausnahmen, denn Schimpansen ernähren sich ganz überwiegend vegetarisch, sie zeigen aber, dass die Fähigkeit zur Kooperation bei der Jagd und die Bereitschaft zur Nahrungsteilung zum Primatenerbe gehören. Beim frühen Menschen (Gattung Homo) werden diese Dispositionen zur zentralen Überlebensstrategie weiter entwickelt.

Schutz der Ahnen oder Himmelsmächte gestellt. Sowohl in der alltäglichen gemeinsamen Nahrungseinnahme als auch in der zelebrierten Nahrungsteilung im Rahmen von Kulturn und Festen, demonstriert und „beschwört“ die Gemeinschaft ihren Zusammenhalt.

Das Teilen von Nahrung und anderen Gegenständen des täglichen Gebrauchs ist auch bei allen indigenen Völkern, die bis in unserer Zeit als Jäger und Sammler überlebt haben, selbstverständlich. So wird zum Beispiel über das indigene Volk der Penan auf Borneo berichtet: *„Das Teilen von Nahrungsmitteln und Gebrauchsgegenständen ist üblich. Das Nicht-Teilen gilt als größtes Vergehen.“*¹⁶

Im Verlauf der Kulturgeschichte haben sich auch beim Menschen unterschiedliche Regeln der Essenseinnahme und -verteilung entwickelt, zum Beispiel essen Männer und Frauen in einigen Kulturen getrennt, in anderen gibt es Vorrechte der sog. Familienoberhäupter usw. Heute scheinen in einigen Familien gar keine Regeln mehr zu herrschen bzw. es wird fast komplett auf ein (zumindest gelegentliches) gemeinsames Essen verzichtet, m. E. ein Indiz für einen sozialen Auflösungsprozess! Auch die ursprüngliche Bedeutung kultisch zelebrierter Nahrungsteilung hat sich verändert. Dort, wo gemeinsame Festessen (z. B. aus familiären, religiös-kulturellen oder politischen Anlässen) stattfinden, geht es zwar auch noch darum Verbundenheit und Zusammengehörigkeit zu demonstrieren, es handelt sich heute aber i. d. R. nicht mehr um Existenzgemeinschaften, in denen jede und jeder einzelne weiß: Ohne die anderen bin ich verlassen und verloren!

Gerechtigkeit heißt teilen

Ich vermute in der fairen Nahrungsteilung den emotionalen und ideellen Kern des den Menschen auszeichnenden Gerechtigkeitssinns. Menschen entwickeln schon im Kindesalter, anders als z. B. Schimpansen, ein Gefühl der Gerechtigkeit bzw. Fairness: zum Beispiel bezogen auf eine faire oder gerechte Verteilung von Geschenken oder Aufgaben und Pflichten.¹⁷

Der Anthropologe Michael Tomasello meint, dass die Fähigkeit zusammenzuarbeiten und zu teilen im Menschen angelegt sei und sich in der Evolution als Vorteil erwiesen habe. Schimpansen kooperieren durchaus bei der Feindabwehr oder Jagd; es findet aber in der Regel keine gerechte Verteilung der Nahrung statt: *„Schimpansen kennen Hilfsbereitschaft, Altruismus gibt es bei ihnen aber allerdings in rudimentärer Form. Einen Sinn für Fairness besitzen*

¹⁶ Vgl. Wikipedia: „Penan“.

¹⁷ „Fair“ (=anständig, regelkonform) und „gerecht“ (= richtig im Sinne akzeptierter sozialer Werte) setze ich hier gleich.

sie nicht (...) Sie teilen nur, wenn es den eigenen Interessen nicht zuwider läuft. (...) Gerechtigkeit unterscheidet uns von jedem Tier.“

Und der Neurowissenschaftler Simon Eickhoff ergänzt: *„Fairness bedeutet, sich eine Beute zu teilen, die man zusammen erlegt hat. Das unterscheidet den Homo sapiens selbst von seinen nächsten Verwandten, den Menschenaffen. Dort nehmen sich die Stärksten die besten Brocken.....“*.¹⁸

Gerechtigkeit hat für Menschen und Gemeinschaften einen außerordentlich hohen Stellenwert; auf „Ungerechtigkeit“ wird sehr sensibel und zumeist mit starken Emotionen reagiert (z. B. Wut, Verzweiflung). Wie genau sich der Gerechtigkeitssinn evolutionsbiologisch verankert haben könnte, muss offen bleiben. Aus der Primatenforschung (Frans de Waal, u.a.) kommen Hinweise, dass Affen vielleicht doch schon über erste Ansätze eines Gerechtigkeitsgefühls verfügen, das vermutlich, so de Waal, zum Zwecke der Kooperation entwickelt worden sei. Kooperation und Nahrungsteilung hängen, wie gesagt, eng zusammen. Die physiologischen Reaktionen auf unfaire Behandlung ähneln bei Menschen und Affen offenbar typischen Ekelgefühlen (Reaktion auf ungenießbare Nahrung); interessant, wenn's stimmt, denn auch das verweist m. E. auf evolutionsbiologische Zusammenhänge zwischen Nahrungsaufnahme und Fairness oder Gerechtigkeit bzw. Ungerechtigkeit.

Gerechtigkeit sichert soziale Harmonie

Die gerechte, faire Nahrungsteilung verhindert Streit und Konflikte und sichert so die Harmonie der Gemeinschaft; sie ist daher in den frühen Menschengruppen eine Schlüsselerfahrung. Gerechtigkeit heißt nicht formale Gleichheit. Es geht bei der Nahrungsteilung nicht darum, dass alle gleich viel bekommen. Die frühen Menschengruppen, so meine These, essen gemeinsam, sie teilen. Fair oder gerecht ist diese Verteilung, wenn alle (gleichberechtigt) Zugang zur Nahrung haben und ihren Anteil abbekommen.

„Gerecht“ ist zweifellos ein subjektives Empfinden und zugleich ein normativer Begriff (etymologisch bedeutet „gerecht“ so viel wie „richtig“) – und insbesondere in Zeiten der Knappheit wird die Umsetzung einer gerechten Nahrungsteilung schwierig. Die Verteilung folgt irgendwann kulturell definierten Regeln, es gilt aber – und das ist entscheidend – nicht einfach das Recht des

¹⁸ Beide Zitate aus der FR-Serie „Was ist gerecht?“, Pamela Dörhofer: „Schimpansen kennen keine Gerechtigkeit“, FR 22./23.11.2014 und „Wo die Moral ihren Sitz hat. Mitgefühl liegt beim Menschen in den Genen.“, FR 13./14.09.2014 - In Versuchen mit Kapuzineraffen (Frans de Waal, Sarah Brosnan) zeigt sich, dass diese die weitere Beteiligung einstellen und wütend reagieren, sobald sie feststellen, dass die gleichen Leistungen unterschiedlich belohnt werden (mal mit besonders wohlschmeckenden, mal mit eher gewöhnlichen Futterbissen). Die Forscher schließen daraus auf ein ursprüngliches Gerechtigkeitsgefühl schon bei nicht-menschlichen Primaten. (vgl. Wikipedia: „Gerechtigkeit“ und Frans de Waal, „Die Wurzeln der Kooperation“, in: Spektrum der Wissenschaft Spezial „Die Ursprünge der Menschheit“, Okt. 2015)

Stärkeren. Die Ritualisierung der Nahrungseinnahme sorgt dafür, dass es gerecht (richtig) entsprechend der kulturellen Tradition der Gruppe zugeht.

Die in allen Kulturen vorhandenen, ausgeprägten Ritualisierungen rund um die gemeinsame Nahrungseinnahme und ihr Zelebrieren in Zusammenhang mit besonderen Kulturn und Festen – man denke auch an Weihnachten, das muslimische Fest des Fastenbrechens (Zuckerfest) oder das christliche Abendmahl – verweisen auf den hohen Stellenwert der Nahrungsteilung für den sozialen Zusammenhalt und die soziale Ordnung. Rituelle Festgelage in Verbindung mit aufwändigen Gemeinschaftskulturn sind schon im frühen Neolithikum (ca. 12.000 /10.000 v. h.) nachweisbar , z. B. in der berühmten Kultstätte Göbekli Tepe in der heutigen Türkei, wo sich neben den Kultplätzen Berge von Tierknochen finden.¹⁹

Gerechtigkeit als faire, angemessene Verteilung von Ressourcen bzw. als Berücksichtigung von Interessen aller Beteiligten ist eine zentrale, universelle Grundnorm des Zusammenlebens und sicher nicht zufällig bis heute ein Schlüsselbegriff der Ethik und Moral. Die zentrale Bedeutung liegt hierin: Gerechtigkeit sichert die Harmonie der Gemeinschaft, den inneren Frieden! Und das erhöht die Überlebenschancen der Gruppe und des Einzelnen!

Aus der Perspektive des Individuums wird Gerechtigkeit als Zugehörigkeit erlebt. Gerecht bedeutet: Man erhält den richtigen, angemessenen Anteil (materiell, emotional, ideell usw.). Ungerecht bedeutet: Man bekommt nicht, was einem zusteht. Das subjektive Gefühl von Ungerechtigkeit reagiert auf eine Zurücksetzung und letztlich auf einen drohenden Ausschluss aus der Gemeinschaft.

Egalität statt Führerprinzip

Effektive Kooperation und eine stark entwickelte Gemeinsinnorientierung, verbunden mit einem Sinn für Gerechtigkeit, führen zu einem deutlichen Überlebensvorteil für die betreffenden Sozietäten und haben sich daher in der Entwicklung des Menschen durchgesetzt.

In der Nahrungsteilung zeigt sich m. E. zugleich eine egalitäre Tendenz, zumindest in Form eines prinzipiell gleichberechtigten Zugangs zur gemeinsamen Nahrung. Es lässt sich nicht eindeutig beweisen, aber es spricht einiges dafür, dass die frühen Gemeinschaften des Menschen nicht hierarchisch strukturiert sind: Zum Beispiel zeigen Gräber und Grabbeigaben bis weit ins Neolithikum keine Hinweise auf soziale Schichtung. Auch die Idee der

¹⁹ H. Parzinger, „Die Kinder des Prometheus“, S. 130 ff.

Gleichheit bzw. Gleichberechtigung mag hier (in Nahrungsteilung, Kooperation und Gemeinsinnorientierung) eine ihrer Quellen haben.²⁰

Sicher hat es auch Streitigkeiten und Konflikte innerhalb der Sozietäten gegeben, Rivalitäten, Neid, Diebstahl, persönliche Abneigungen oder auch besonders enge Freundschaften usw. – wie auch in anderen Primatengruppen. Gemeinsinnorientierung beschreibt keinen paradiesischen Zustand, wohl aber das Bemühen, Harmonie in der Gemeinschaft zu wahren.

Damit verbunden ist vermutlich eine Abschwächung und Modifizierung anderer, in Primatengruppen sonst sehr verbreiteter Verhaltensdispositionen und Sozialstrukturen wie z. B. eine feste soziale Rangordnung mit dominanten Männchen an der Spitze, aggressives Dominanzstreben einzelner bzw. demütige Unterordnung anderer.

Es spricht viel dafür, dass die Sozietäten der frühen Menschen ebenso wie die neuzeitlich bekannt gewordenen Jäger-und-Sammler-Kulturen keine klaren Hierarchien, kein „Führerprinzip“ und keine Herrschaftsstrukturen kennen (mehr dazu im Kapitel 7). Die genannten Dispositionen verschwinden aber vermutlich nie ganz; sie werden mit Auflösung der traditionellen Gemeinschaften innerhalb weniger tausend Jahre auf dramatische Weise reaktiviert.²¹

Die Ausweitung der Kooperation

Bereitschaft zur Kontaktaufnahme mit anderen Gruppen

Die Annahme eines Überlebens in kleinen, überschaubaren Gemeinschaften schließt nicht aus, dass sich diese zeitweise aus bestimmten Anlässen (gemeinsame Jagd- oder Fischfangzüge, Kultfeiern und -feste) auch in größeren Gruppen von mehreren hundert Individuen versammeln. Großverbände als vorübergehende Zusammenschlüsse benachbarter Gruppen hat es vermutlich schon im eiszeitlichen Jungpaläolithikum (40.000 - 12.000 v. h.) gegeben, vor allem zur gemeinsamen Jagd auf Herdentiere (z. B. Rentier, Wildpferd).

Es scheint typisch für die menschlichen Sozietäten zu sein, dass sie sich nicht völlig voneinander abschotten, sondern sich anlassbezogen durchaus öffnen können. Das ist eine evolutionsbiologische Besonderheit von großer

²⁰ **Gleichheit** oder Egalität gilt als Grundprinzip der Gerechtigkeit. Vergleiche auch. Kapitel 7 sowie Teil IV der Studie

²¹ Eine Studie der Universität Utah weist nach, dass etwa um 50.000 v. h. die Sapiens-Schädel oder Knochen auch beim männlichen Geschlecht „femininer“ werden, so wie es einem abgesenkten Testosteron-Spiegel entspricht. Vermutet wird, dass damit auch eine geringere Aggressivität bzw. eine optimierte Kooperationsfähigkeit einhergeht: *"Society bloomed with gentler personalities and more feminine faces"*, in: e-science news 2014-08-02.

Bedeutung; denn sie erleichtert ab dem Neolithikum auch das dauerhafte Zusammenleben des Homo sapiens in größeren Sozietäten (Dörfer, Städte).

Vermutlich ist diese Bereitschaft zur Öffnung der Gruppe und zur Kontaktaufnahme mit anderen sogar überlebensnotwendig. Isolierte kleinere Gruppen jedenfalls dürften auf Dauer geringere Überlebenschancen haben; schon der Ausfall weniger Erwachsener (durch Unfälle oder Krankheit) kann das Ende der Gruppe bedeuten.

In postglazialen Zeiten, also nach der letzten Eiszeit, sind Großverbände, die i. d. R. auch Kultgemeinschaften bilden, offenbar nicht selten; vielerorts werden große Kultanlagen von hunderten oder sogar tausenden Menschen gemeinschaftlich errichtet (z. B. Göbekli Tepe schon 11.000 v. h.). Die Zusammenkünfte und Kultfeiern sind mit ausgiebigen Gelagen (Nahrungsteilung wird zelebriert), Austausch von Geschenken (Symbol der Friedfertigkeit und Verbundenheit) und ggf. auch ritualisierten „Sportwettkämpfen“ verbunden. Sie fungieren wahrscheinlich auch (vielleicht sogar vorrangig!) als Heiratsmarkt, zumindest ist das von neuzeitlichen indigenen Völkern bekannt.

„Frauentausch“ - mehr als nur Inzestvermeidung?

Da die Mitglieder der einzelnen paläolithischen Jäger-und-Sammler-Gruppen vermutlich genetisch mehr oder weniger eng verwandt sind, sind enge Kooperation und gemeinsame Sorge um den Nachwuchs evolutionsbiologisch sinnvoll. Zugleich wird es wohl Mechanismen der Inzuchtvermeidung gegeben haben. Unklar ist, ob und wie ein Inzesttabu in den frühen Sozietäten wirksam ist, das z. B. Heranwachsende zum Verlassen der Gruppe und zum Anschluss an andere Gruppen veranlasst. Primatenforscher Frans de Waal betont, dass sogar bei den Bonobos, bei denen Sex zentrales Mittel des Gruppenzusammenhalts ist, keine Mutter-Sohn-Paarungen auftreten. Tochter-Vater-Paarungen werden durch das skizzierte Abwandern der jungen Weibchen verhindert. Er vermutet ähnliche Formen der Inzuchtvermeidung bei den frühen Menschen-Sozietäten.²²

Inzestregelungen und -verbote (insbesondere Verbot von Eltern-Kinder- und Geschwisterehen) haben offenbar alle Kulturen entwickelt. Es mag gewisse biologische Grundlagen geben (z. B. könnten frühkindliche sexuelle Prägungen wirksam sein, die sexuelle Geschwister- oder Eltern-Kind-Verbindungen

²² Interview in der FR vom 09. 09.2015: „Nicht nur Menschen sind menschlich“

zumindest einschränken), diese sind aber weder universell noch umfassend wirksam. Die Regelungen zum Inzest sind vielmehr primär kulturspezifisch und können neben streng kontrollierten und geahndeten Inzestverboten durchaus auch Inzestgebote einschließen (z. B. Geschwisterehen bei Pharaonen und Inkas zur Sicherung der „heiligen Abstammung“ der Herrscherdynastie von einem Gott). Das Inzestgebot sichert hier also die „göttliche Herrschaft“; allerdings sind hier wir bereits in der Phase der sog. Hochkulturen (vgl. *Teil II „Vom Wir zum Ich“*).

Bei vielen Ackerbau- und Hirtenvölkern führen sog. Heiratsregeln zu regelmäßigen Kontakten zwischen verschiedenen Gruppen und zur Bildung von Allianzen innerhalb größerer Sprach- und Kultgemeinschaften. Nach dem französischen Ethnologen Claude Lévi-Strauss und anderen ersetzt mit dem Übergang des Menschen zur „Kulturstufe“ ein durch Heiratsregeln gesteuertes Tauschsystem die natürliche Verwandtschaften: Der geregelte „Frauentausch“ sichert soziale Allianzen zwischen verschiedenen Gruppen innerhalb einer größeren Sprach- und Kultgemeinschaft. Inwieweit das schon für paläolithische Gemeinschaften der frühen Menschen gilt, muss offen bleiben; ich halte es zumindest für wahrscheinlich.²³

All das dürfte der hier formulierten These der Menschwerdung in überschaubaren, verwandtschaftlich verbundenen Gemeinschaften nicht grundsätzlich widersprechen. Allerdings zeigen offenbar schon die archaischen Gemeinschaften eine erstaunliche Bereitschaft zur Öffnung und zum Zusammenschluss mit anderen, ggf. auch nicht-verwandten Gruppen.²⁴

Rück- und Ausblick

Gemeinsinnorientierung, basierend auf Kooperation und fairer Nahrungsteilung in kleinen Gruppen, ist über Jahrhunderttausende eine ganz zentrale Eigenschaft des Menschen und prägt über 99% der Menschheitsgeschichte! Sie wird erst im Verlauf der „jüngeren“ Geschichte mit

²³ Claude Lévi-Strauss („*Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*“, 1981) hält Inzesttabu bzw. Heiratsregeln auf der Basis von Exogamie und Frauentausch primär für sozial (!) unerlässlich, weil „*nämlich die biologische Familie nicht mehr allein ist und sich mit anderen Familien verschwägern muss, um zu überleben.*“ (S. 648). Es gehe beim Inzesttabu und bei entsprechenden (exogamen) Heiratsregeln nicht um biologische oder moralische Fragen bzw. Probleme, sondern um soziale Vernetzung als Überlebensstrategie. Anlass und Zielsetzung seien gesellschaftliche Kooperation und Allianzbildung. Insofern hätten Exogamie und Inzestverbot die gleiche fundamentale Funktion wie die Sprache. (S. 658)
Vgl. Wikipedia „*Frauentausch*“.

²⁴ Wann und wie sich in den archaischen Sozietäten („Horden“, engl. "bands") Clan-Strukturen, also verschiedene Verwandtschaftsverbände mit mythischer Abstammung, und (zumeist exogame) Heiratsregeln sowie später auch „Stämme“ ("tribes") entwickeln, wird hier nicht thematisiert.

„Eigensinn“ (Individualismus, Egoismus, Macht- und Karrierestreben, Ansprüche auf individuelle Freiheit usw.) konfrontiert.

Ich werde im Teil II der Studie („*Vom Wir zum Ich*“) aufzeigen, wie es dazu kommt. Dort werde ich auch verdeutlichen, dass die relativ egalitären archaischen Gemeinschaften mit ihrem ausgeprägten Wir-Gefühl im Großen und Ganzen bis weit ins Neolithikum bestehen bleiben, wenn auch mit veränderter Lebensweise (Landwirtschaft) und in größeren Sozietäten.

Auch heute gibt es einen starken Wunsch nach Zugehörigkeit zu einem „Wir“, der sich in vielfältigsten Formen äußern kann. Manche davon sind bedenklich oder furchtbar. Aber dieses archaische Wir-Gefühl kleiner Gemeinschaften steht heute in einem doppelten Spannungsverhältnis: zum einen zu individuellen Macht-, Freiheits- und Geltungsansprüchen und zum anderen zum Leben in hierarchisch strukturierten komplexen und anonymen Massengesellschaften. Darauf werde ich in Teil III der Studie („*Paradoxien der Moderne*“) eingehen.